

# Über die zwänglerische Befolgung sprachlicher Normen

*Wolfgang Klein*

Die Gestalt, in der wir ein bedeutendes Werk oder auch ein unbedeutendes lesen, ist nicht gleichgültig. Den *Faust* habe ich, wie die meisten von uns, zum ersten Mal als Reclam-Heft zu Augen bekommen, im dünnen, damals noch chamoisfarbenen Umschlag, kleiner Antiqua-Schrift und der Rechtschreibung, die bis vor wenigen Jahren in deutschen Schulen gegolten hat. Die *Äneis* verbindet sich in meiner Erinnerung mit breiten Rändern, für Notizen geeignet, ganz glattem Papier und kleinen Erläuterungen am Fuß der Seite. Vor einigen Jahren habe ich eine Erstausgabe des *Faust* gekauft, Tübingen 1808, 309 Seiten in kleiner Fraktur-Schrift mit winzigen e's statt Punkten über den Umlauten, mit weitem Zeilenabstand, sodass die kaum mehr als 20 Zeilen auf der Seite etwas verloren wirken, und natürlich in der noch wenig normierten Rechtschreibung der Goethezeit: *Habe nun, ach! Philosophie, / Juristerey, / Und leider auch Theologie! / Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.* Kein sehr ansehnliches Buch, aber wie jede Erstausgabe bringt es den Leser dem Autor etwas näher. Welche Leseerfahrung es wohl sein mag, die *Äneis* in der Form zu lesen, in der sie seinerzeit verbreitet wurde? - in einer Schrift, die keine oder wenig Leerzeichen zwischen den Wörtern kennt und in der die Wörter ungetrennt über das Zeilenende hinweglaufen: ITALIAMFATOPROFUGUS LAVINAQUEVENITLITORA. Aber damals hat die Schrift vor allem der Aufbewahrung gedient, man hat das Werk gehört, nicht still gelesen. Das ist eine ganz andere Erfahrung als die unsere, in der wir den Sinn über Buchstaben erschließen und nicht über den Klang und den Klang allenfalls indirekt über die Buchstaben.

Die Gestalt ist nicht gleichgültig. Aber ich glaube auch nicht, dass sie besonders wichtig ist, denn die Andersartigkeit der Erfahrung verknüpft sich zwar mit allerlei Äußerlichkeiten, hat aber in Wirklichkeit ganz andere Gründe. Wenn meine *Faust*-Ausgabe äußerlich genauso aussähe wie die Erstausgabe, aber aus dem Jahr 1884 stammte, so wäre die Aura dahin. Es ist die Flucht der Jahre und der Umstand, dass man selbst ein anderer geworden ist, was diese Erfahrung so anders macht. Es ist das Wissen, das man zu verschiedenen Zeiten über das

Werk, über andere Werke, über das Leben, über sich selbst hat, was uns anders lesen und empfinden und verstehen lässt. Ein Teil dieses Wissens betrifft die äußere Form, in der wir Zugang zum Werk haben; aber es ist dies ein verschwindend kleiner Teil. Keiner hat einen besseren Zugang zum Sinn des *Faust*, wenn er ihn in Fraktur und mit der Schreibweise *Juristerei* oder *studirt* liest oder die *Äneis* in fortlaufender Schrift. Nur darauf kommt es an: Welche Gestalt schafft dem Leser, gegeben sein besonderes Wissen, seine besondere Lebenserfahrung, den besten Zugang zum Sinn des Werks?

Früher hat man nicht gezögert, einen Text zu bearbeiten, wenn man der Meinung war, dass dadurch der Leser einen seinem Alter oder seinen Erfahrungen angemesseneren Zugang dazu hat. Diese Freiheit in usum delphini ist heute verpönt. Heute haben selbst die Fassungen von Karl Mays Erzählungen, in denen die meisten von uns sie gelesen haben, etwas Unzuverlässiges, ja Anrüchiges, weil sie stark bearbeitet waren. Nun ist, ob solche Bearbeitungen gut oder von Übel sind, eine gleichermaßen wichtige wie schwierige Frage, denn bei älteren Texten schließt man ohne sie die meisten Leser vom Zugang aus. Oder man überhäuft den Text so mit Erläuterungen und Anmerkungen, dass nie und nimmer eine mächtige Leseerfahrung zustande kommt. Das aber ist der erste und wichtigste Sinn des Lesens. Schwierig ist die Frage, weil man je nach Leser und je nach Text ganz unterschiedliche Antworten geben muss. So muss man von Fall zu Fall sorgfältig abwägen.

Welche Bedeutung hat die Rechtschreibung bei dieser Abwägung? Das kommt natürlich darauf an, welchen Leser man im Sinn hat. Für wissenschaftliche Zwecke, für manche jedenfalls, sollten die orthographischen Eigenheiten des Originals gewahrt sein. Für welche Leser könnte dies sonst gelten? Schülern, die ja den *Faust* nur selten freiwillig lesen, wird der Zugang so eher erschwert; er kommt ihnen noch um ein Weniges ferner, verschrobener vor. Es bringt den Lesenden Goethe und seiner Zeit näher, entfernt ihn aber vom Werk, auf das es doch ankommt. Wahrscheinlich gilt das auch für die meisten, die ihn lesen, nicht weil sie es müssen, sondern weil sie wollen, sei es nun in der Schule oder danach. Ich weiß es aber nicht, keiner hat es je wirklich untersucht. Aber ich bin mir sicher, dass der Zugang zum Werk und seinem Sinn vergleichsweise wenig davon beeinflusst wird, ob man *ich armer Thor* oder *ich armer Tor* liest.

Nun ist diese Frage nur der Ausläufer einer viel umfassenderen Frage, nämlich: Welche Bedeutung haben Wahl und Einhaltung einer bestimmten Rechtschreibung überhaupt für den Sinn des Gesagten? Es

ist diese allgemeine Frage, der ich im Folgenden ein wenig nachgehen will. Genauer gesagt, geht es dabei um eine gewisse Kluft, die sich hier zwischen Verstand und Gefühl auftut. Dies nicht nur mir. Im ersten Buch seiner *Bekenntnisse*, Kapitel 18, wundert sich der heilige Augustinus beredsam darüber, was denn die Menschen an ihren Mitmenschen für wichtig halten:

*Vide, domine deus meus, et patienter, ut vides, vide, quomodo diligenter observent filii hominum pacta litterarum et syllabarum accepta a prioribus locutoribus, et a te accepta aeterno pacta perpetuae salutis neglegant: ut qui illa sonorum vetera placita teneat aut doceat, si contra disciplinam grammaticam sine adspiratione primae syllabae hominem dixerit, magis displiceat hominibus, quam si contra tua praecepta hominem oderit, cum sit homo.* [Siehe, mein Herr und Gott, und siehe, wie du zu sehen pflegst, mit Geduld, wie die Menschenkinder die von den früheren Sprechern übernommenen Buchstaben- und Silbenregeln beobachten und die von dir übernommenen Regeln des ewigen Heils missachten: wenn einer, der die alten Lautregeln kennt und lehrt, gegen die Vorschrift der Grammatik »Mensch« ohne Hauchlaut der ersten Silbe ausspricht, so missfällt er den Menschen mehr als einer, der gegen deine Lehre den Menschen, der doch seinesgleichen ist, hasst.]

Anders als der große Kirchenvater glaube ich nicht, dass die meisten unter Meinesgleichen der Hölle vorbestimmt sind. Aber ich teile seine Ansicht, dass es nicht besonders wichtig ist, ob man *hominem* oder *ominem* sagt, solange man verstanden wird. Wenn, um das Beispiel ein wenig zu aktualisieren, einer schriebe, *Der Mänsch ist gut*, so würde er weitaus eher die Verachtung der Gebildeten auf sich ziehen als einer, der schreibt, dass es eine größte Primzahl gibt.

Wie kommt das? Wieso wird die Befolgung oft ganz äußerlicher sprachlicher Normen, insbesondere der der Rechtschreibung, so ernst genommen, ernster, als ob etwas wahr oder falsch ist? Es steht dies in einem bemerkenswerten Gegensatz zu der Gelassenheit, mit der unsere Vorfahren, Schulmeister ausgenommen, dies lange gesehen haben. Karl von Holtei berichtet von einem Gespräch um das Jahr 1830, in dem Goethe sich über Jean Pauls Marotte, das *s* in Komposita wegzulassen (*Lebenzeit* und nicht *Lebenszeit*), lustig macht und dann fortfährt:

*Mir [...] war die konsequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch*

*eigentlich nicht an; sondern darauf, daß die Leser verstehen, was man damit sagen wollte!*

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wüsste ich kaum einen bedeutenden Schriftsteller oder Dichter, der in Fragen der Rechtschreibung eine gewisse Leidenschaftlichkeit entwickelt hätte. Diese Obsession breitet sich, so scheint es, erst mit den behördlich für ganz Deutschland verordneten Rechtschreibregelungen aus.

Leider geht es mir selbst nicht wie Goethe, Schiller, Hölderlin und all den andern. Es ist mir recht empfindlich, wenn jemand *nähmlich* schreibt oder das Komma vor einem Relativsatz weglässt, ebenso wie es mir aufstößt, wenn jemand *entlang der Wände* sagt. Es hat schon etwas Störendes, ja, fast Verachtenswertes, wenn jemand *der Corpus* schreibt, und mag noch so gescheit und interessant sein, was er zu sagen hat. Aber jeder, der auch nur eine Sekunde darüber nachdenkt, muss doch sofort zu dem Schluss kommen, dass all dies völlig unwichtig ist. Wichtig ist, ob die Leser oder Hörer verstehen, was man sagen will. Wichtig ist der Sinn, nicht der Buchstabe.

Fast ein Drittel der Kinder, die im Herbst 2009 in Deutschland eingeschult wurden, hatte nicht Deutsch als Muttersprache; in großen Städten ist es oft mehr als die Hälfte. Wenn es hierzulande irgendein Sprachproblem gibt, das für alle und nicht nur für Germanisten oder Linguisten von Bedeutung ist, dann ist es dieses. Es ist auch durchaus nicht unbemerkt geblieben. Aber das Echo, das es in der öffentlichen Diskussion gefunden hat, ist nicht entfernt mit dem Sturm zu vergleichen, den die Reform der deutschen Rechtschreibung vor rund fünfzehn Jahren ausgelöst hat, und der auch heute, wenn auch eher in Form kurzer Böen, fortlebt. Die Unfähigkeit, sich auf Deutsch gut auszudrücken und auf Deutsch Geschriebenes gut zu verstehen, und die Folgen, die diese Unfähigkeit für einen Großteil der Kinder in Deutschland hat, wird durchaus als bedenklich angesehen. Aber niemandem kommt darüber die Galle hoch, wie dies bei der Rechtschreibdiskussion gang und gäbe war und ist. Ist es denn wirklich großer Aufregung wert, ob man *müsste* oder *müßte*, *feuerspeierend* oder *Feuerspeierend* schreibt? Offenbar ja, denn wie könnte man sonst die Leidenschaft und Erbitterung erklären, mit denen diese Fragen debattiert werden?

Ich selbst habe keine ausgeprägte Meinung, ob die neue, die alte oder die ganz alte Rechtschreibung in den Schulen gelehrt und in amtlichen Schriften angewandt werden soll. Ich schreibe meistens, wie ich es gewohnt bin; aber wenn das, was ich geschrieben habe,

dann in einer anderen Rechtschreibung erscheint, ist es mir auch kein Leid, und zu meinem eigenen Erstaunen merke ich, dass ich zunehmend einige Elemente der neuen Rechtschreibung übernehme. Wie so viele Sprachwissenschaftler wäre ich mit Freuden bereit, mir eine andere und natürlich viel bessere und logischere Rechtschreibung als die derzeitige auszudenken, und es würde mich ungemein befriedigen, wenn sie dann als allgemeinverbindlich eingeführt würde; aber ich glaube nicht ernsthaft, dass damit viel gewonnen oder verloren wäre. All diese Spielarten der Schreibweise sind nur Gekräusel an der Oberfläche der deutschen Sprache. Man mag sich darüber ärgern, dass Rechtschreibreformen durch Kommissionen entwickelt und dann *par ordre du moufti* durchgesetzt werden; aber im Vergleich zu anderen behördlichen Drangsalen scheint mir diese leicht zu ertragen und nicht wert, dass man sich darüber echauffiert, jedenfalls nicht länger als ungefähr eine halbe Stunde.

Ein solch erbitterter Kampf um das, was leicht als Kleinigkeit erscheint, findet man ansonsten nur bei religiösen Fragen. Das erste große Schisma der Kirche vor tausend Jahren hat sich an der Frage festgemacht, ob man im Glaubensbekenntnis sagen soll, dass der Heilige Geist »*ex patre procedit*« oder »*ex patre filioque procedit*«; es ist bis heute der einzig wesentliche dogmatische Unterschied zwischen der orthodoxen Kirche und dem großen Rest der Christenheit. Vor dreihundert Jahren haben sich die Altorthodoxen um den Popen Awwakum eher totschlagen lassen, als das Kreuz mit zwei statt drei Fingern gerade und drei statt zwei Fingern gekrümmt zu schlagen. In der einzigen Unfehlbarkeitsentscheidung eines Papstes bis auf den heutigen Tag hat Pius XII. im November 1950 verkündet, dass die Jungfrau Maria unmittelbar leiblich in den Himmel aufgenommen wurde. Für den Nichtgläubigen sind all dies Petitessen, von denen man sich nicht vorstellen kann, dass sie die Menschen im tiefsten Innern bewegen. Man hat das Gefühl, dass hier nicht zwischen Wichtigem und Unwichtigem unterschieden wird. Aber auch als Außenstehender kann man nachvollziehen, dass diese Dinge für den Gläubigen von großer Bedeutung sind, und zwar deshalb, weil sie nicht für sich stehen, sondern weil sie mit etwas Höherem, vielleicht dem ewigen Heil, verbunden sind. Religiöse Überzeugungen sind tiefe Überzeugungen, für die man notfalls sein Leben gibt. Aber Überzeugungen wie die, dass man *Schiffahrt*, nicht aber *Schiffahrt* oder vielleicht gar *Schiffaart* schreiben soll, sind nicht mit einer Heilserwartung verbunden. Dennoch sind sie tief verwurzelt und vielleicht nicht das Leben, aber doch einen verbissenen Kampf wert. Das deutet darauf, dass sie uns mehr als

Äußerlichkeiten sind: Sie sind vielleicht gleichfalls mit etwas anderem, Höherem verbunden, das nicht unmittelbar zu sehen ist. Auch der Streit um des Esels Schatten war nur scheinbar ein Streit um etwas Banales; an einem glühend heißen Tag kann ein Schatten, wessen auch immer, einen Streit wert sein. Aber was treibt uns Heutige dazu, Details der Schreibweise oder Zeichensetzung so bitter ernst zu nehmen? Diese Frage will ich im folgenden oder im Folgenden an einigen einfachen Beispielen betrachten. Um die Erörterung aus dem Streit um die jüngste Rechtschreibform herauszuhalten, sind sie so gewählt, dass sie davon nicht betroffen sind. Auch sind sie drastisch, um den Punkt, um den es geht, deutlich zu machen.

Das erste Beispiel betrifft die Schreibweise einzelner Wörter; es wurde bereits oben genannt. Was für vernünftige Argumente gibt es, nicht *Mänsch* zu schreiben oder es dem Einzelnen freizustellen, ob er *Mensch* oder *Mänsch* schreibt? Allein bei der Vorstellung stellen sich die Haare auf. Aber das ist kein Argument, sondern eher etwas, das der Erklärung bedarf. Was also wäre ein Argument?

Die Sprache dient der Verständigung unter den Menschen, und wenn man *Mänsch* schreibt oder nach freier Wahl mal so, mal so, dann ist die Verständigung bedroht. Das wäre in der Tat ein gutes Argument, wenn es sich denn tatsächlich so verhielte. Es ist aber nicht so. Viele würden an dieser Schreibweise Anstoß nehmen, aber keiner würde deshalb auch nur einen einzigen Satz falsch verstehen, es sei denn aus lauter Aufregung. Es würden auch keine Mehrdeutigkeiten entstehen, und selbst wenn dies der Fall wäre, wäre es nicht wichtig. Es ist albern zu glauben, die Schreibweise müsse Eindeutigkeit gewährleisten. Wörter sind in aller Regel mehrdeutig, wie ein kurzer Blick in ein etwas umfangreicheres Wörterbuch sofort zeigt. Schließlich kommt auch niemand auf die Idee, man würde die Verständigung befördern, wenn man *Verband* schreibt, wenn der Gipsverband gemeint ist, aber *Verbant*, wenn es um den Verband der fleischverarbeitenden Betriebe geht, und *Verbannt*, wenn man von der kaiserlichen Flotte reden will. Ebenso würde die deutsche Sprache durch die Schreibweise *Mänsch* auch nicht komplizierter, ganz im Gegenteil. Wenn man hinfort jeden kurzen offenen e-Laut (wie in *Mensch*, *schlecht*, *Bett*) als »ä« schreiben würde und jeden langen offenen e-Laut (wie in *Säge*, *träge*, *zäh*), als »äh«, dann wäre die deutsche Orthographie viel einfacher, und man würde den Kindern in der Grundschule viel Zeit und Kummer ersparen, freilich den Lehrern einen schönen Maßstab für die Notengebung nehmen. Ob ein e-Laut offen oder geschlossen, lang oder kurz ist, das kann jedes Kind hören, und so könnte es eine solche Re-

gel relativ leicht verstehen und anwenden. (Dies ist kein Vorschlag für eine neue Rechtschreibreform - ich wollte nur mal auf das Faktum hinweisen). Nein, die Empörung, die Verachtung, die es hervorriefe, wenn jemand *Mänsch* und nicht *Mensch* schriebe, hat ihren Grund ausschließlich darin, dass Letzteres halt so der Brauch ist und dass dieser Brauch unbedingt eingehalten werden muss. Was unsere Gefühle im Innersten beherrscht, ist, so möchte man glauben, eher die Angst des Bürokraten, der da sagt: »Wir haben es immer schon so gemacht.«

Das zweite Beispiel betrifft die Kommasetzung. Notwendig sind Kommata nur selten, wie uns das Beispiel der Griechen und Römer lehrt, die sie auch nicht gebraucht haben. Aber wir kennen sie nun schon seit langem, und obwohl nur wenige die ihrer Verwendung zugrunde liegende Logik durchschauen, setzen wir sie mit Fleiß unablässig, so wir es denn vermögen. Der Gedanke, dass jemand das Komma vor, sagen wir, *weil*, *dass* und *obwohl* weglassen könnte, erfüllt uns mit Herablassung, wenn es aus Unkenntnis geschieht, und höhnischem Erstaunen, wenn jemand es mit Absicht tut. Aber weshalb? Wieso stört es uns, wenn jemand schreibt: *Ich bestreite dass dies zutrifft*, oder *Ich komme später weil ich noch eine Verabredung habe*. Niemand würde den Sinn eines solchen Satzes falsch verstehen. Das Komma, so sagt man, zeigt den Beginn des Nebensatzes an. Aber den Beginn des Nebensatzes erkennt man schon an den Wörtern *dass* und *weil*, und ein zusätzliches Komma ist so nötig wie ein Kropf. Es gibt einige wenige Fälle, in denen die Position eines Kommas eine Mehrdeutigkeit auflöst, etwa bei *Ich komme nicht, weil ich keine Lust habe, sondern ...* gegenüber *Ich komme, nicht weil ich keine Lust habe, sondern ...*. Aber zum einen ist die Sprache stets voller Mehrdeutigkeiten, und sie funktioniert trotzdem. Zum andern könnte man ja den Gebrauch von Kommata eben auf solche Fälle beschränken und somit dem Ausdruckswillen des Schreibers ein weiteres Mittel an die Hand geben, statt das Komma zwänglerisch nach Regeln zu setzen, die nur duplizieren, was ohnehin klar ist. Beides gilt übrigens auch, wenn es darum geht, das Ende eines Nebensatzes anzuzeigen, wo dies denn einmal nötig sein sollte. Kommata zu setzen, gleich *an* welcher Stelle, kann durchaus hilfreich sein; es ist jedoch selten der Fall. Aber da man uns nun einmal daran gewöhnt hat, etwas Sinnloses nach kaum verständlichen Regeln zu tun, wollen wir es auch nicht lassen, und wer es dennoch tut, ist außen vor.

Das dritte Beispiel betrifft die Frage, welche Wörter man getrennt und welche man nicht getrennt schreiben soll. Die Möglichkeit, Wort-

grenzen durch einen Zwischenraum oder ein besonderes Zeichen anzudeuten, kannte man schon im Altertum; aber vor der Karolingerzeit ist davon nur sporadisch Gebrauch gemacht worden. Nötig ist diese Markierung sicher nicht, wohl aber hilfreich; man vergleiche das Vergilbeispiel aus dem ersten Abschnitt oben. Wie hilfreich ein Wortzwischenraum ist, lässt sich freilich schwer sagen, denn wir haben uns nun alle daran gewöhnt und kennen es nicht anders. Ich selbst glaube, dass der Nutzen überschätzt wird; in der gesprochenen Sprache gibt es auch keine Lücken zwischen den Wörtern (kurioserweise sind viele dieser irrigen Meinung, weil die Vorstellung davon, was ein Wort ist, in hohem Maß von einigen Besonderheiten der geschriebenen Sprache geprägt und oft genug fehlgeleitet ist). Das beeinträchtigt aber nicht unser Verständnis, obwohl die Verarbeitung gesprochener Sprache unter höherem Zeitdruck erfolgt. Aber gut, nehmen wir an, dass solche Grenzmarkierungen das Verständnis des Geschriebenen erleichtern, auch wenn dieser Effekt in erster Linie der Gewöhnung geschuldet sein mag. In den Corpora des *Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache* (BBAW Berlin) kommen rund 4,3 Millionen verschiedene Wörter vor (Flexionsformen wie *gingen*, *gehst*, *gegangen* zählen dabei als ein Wort). Mehr als 90% davon sind »zusammengesetzte Wörter«, Wörter also, die aus mehreren Wörtern bestehen. Gilt die genannte Erleichterung auch für diese Wörter, sagen wir für *Dienstrechtsneuordnungsgesetz*? Wäre es nicht viel besser, wenn man *Dienstrechts Neuordnungs Gesetz* schriebe? Für jeden Ausländer, der Deutsch lernt, ist die deutsche Art, nur das »ganze Wort« und nicht die »einzelnen Wörter« durch Leerzeichen zu trennen, ein Gräuel. Ich denke, dass das auch für Deutsche gilt, auch wenn es bislang nicht systematisch getestet wurde (das wäre auch nicht leicht, weil wir nun einmal an die Zusammenschreibung gewöhnt sind). Es gibt keinen vernünftigen Grund, *Küchentür* für sinnvoller, funktionaler, der leichten und klaren Verständigung dienlicher zu halten als *kitchen door*, in beiden Fällen handelt es sich um ein Wort, das aus zwei Wörtern besteht. Vernünftig wäre es vielmehr, dort Lücken zu lassen, wo nach Meinung des Schreibenden die Verbindung zwischen den Bestandteilen besonders eng ist. Das würde oftmals zu unterschiedlichen Schreibweisen führen, wo bis dato eine vorgeschrieben ist. Aber was wäre denn dabei? Man würde dem, der seine Gedanken in einen Text umsetzen will, ein weiteres Hilfsmittel an die Hand geben, mit dem er leichte Differenzierungen ausdrücken kann, statt zwänglerisch bestimmten Vorschriften zu folgen. Und statt den Kindern diese Vorschriften einzubläuen, sollte man sie lehren, von sol-

chen Differenzierungen gemäß ihrem eigenen Ausdruckswillen Gebrauch zu machen. Eine Sprache sollte keine Zwangsjacke sein, sondern ihren Sprechern möglichst viele Gestaltungsmöglichkeiten an die Hand geben.

Ich schließe diese Betrachtungen mit einer kurzen Bemerkung zu einem anderen Satzzeichen, mit dem die Tradition uns vielerlei Schwierigkeiten auferlegt, wo sie nun wahrlich nicht nötig sind. Dies ist der Trennstrich am Ende einer Zeile. Wäre es nicht viel vernünftiger, einfach bis ans Ende einer Zeile zu schreiben und dann in der nächsten Zeile weiterzuschreiben - und zwar ganz gleich, ob eine Silbengrenze, eine Morphemgrenze oder irgendeine Kombination beider mit allerlei erratischen Ausnahmen erreicht ist oder nicht? So hat man es ja auch lange gemacht. Dann sähe das Schriftbild viel gleichmäßiger aus, die Firma Microsoft bräuchte keine komplizierten und doch unzulänglichen Trennprogramme zu entwickeln, und man hätte keinen Anlass mehr, sich über »falsche Trennungen« zu echauffieren (was freilich dem einen oder anderen fehlen würde). Vor allem aber brauchte man den Kindern keine die Grenzen zum Absurden streifenden Regeln einzupauken, deren subtile Logik sich weder ihnen noch dem gewöhnlichen Erwachsenen erschließt. Die so in der Schule gewonnene Zeit könnte man vielleicht darauf verwenden, den Wortschatz der Kinder ein wenig zu bereichern, um so ihre Ausdrucksfähigkeiten sinnvoll zu erweitern. Aber wir, die Erwachsenen, haben nun einmal gelernt, dass am Ende einer Zeile ein Trennstrich zu stehen hat, wenn das Wort weitergeht, und dabei bleibt es.

Den Leser mag nun endgültig der Verdacht beschleichen, ich möchte hier insgeheim eine neue, radikale veränderte Rechtschreibung für das Deutsche propagieren. Das ist nicht so. Ich möchte nur verstehen, wieso wir alle offensichtlich unwichtige und oft unsinnige Normen so ernst nehmen, dass ihre Nichtbefolgung schwere soziale Sanktionen nach sich zieht. Wir halten jene für Deppen, die gegen sie verstoßen, weil sie sie nicht beherrschen, und wie die Altgläubigen die überkommene Bekreuzigung mit zwei geraden Fingern verteidigen wir die überkommene Schreibweise mit Zähnen und Klauen, oder wir werfen uns mit Zähnen und Klauen für minimale Änderungen in die Bresche. Und auch wer, wie ich selbst, all dies bei einigem Überlegen nicht so ernst nehmen kann, stört sich daran, wenn er in einer Klausur, in einem Internet-Forum oder wo auch immer auf Rechtschreibfehler stößt. Für die Fähigkeit zu verstehen, was andere geschrieben haben, und sich umgekehrt anderen verständlich zu machen, ist die strikte Befolgung dieser äußerlichen Normen allenfalls

am Rande einmal von Bedeutung; dies gilt für klassische Texte, es gilt ebenso für das, was heute geschrieben wird. Für diese Fähigkeit ist es wichtig zu lernen, wie man einen Gedanken, eine Vorstellung, einen komplexen Sachverhalt in einen Satz oder eine Folge von Sätzen umsetzt, nicht aber, ob man *Mansch* schreibt, ein Komma vor *weil* setzt oder ob und wo man zusammengesetzte Wörter durch Leerzeichen aufteilt.

Woher rührt dieser Abgrund zwischen Verstand und Gefühl? Ist es nur die Angst, dass sich die vertraute Welt irgendwo ändern könnte, und sei es auch nur in einem Detail? Das glaube ich nicht. Ebendiese Kluft findet sich ja auch bei jenen, die unbedingt etwas ändern wollen. Es geht nicht darum, welche der Normen, die man so leidenschaftlich vertritt, die rechte ist. Es geht auch nicht darum, dass man überhaupt Normierungen in der Sprache braucht. Das ist bei einer Sprache mit großer kommunikativer Reichweite immer der Fall, denn sonst mag sie sich in der Tat so weit auseinanderentwickeln, dass die Verständigung leidet. Nein, das Merkwürdige ist vielmehr, dass man die Normen, wie immer sie im Einzelnen sein mögen, auch dort so unglaublich ernst nimmt, wo keine Rede davon sein kann, dass die Verständigung bedroht ist oder dass ein Bruch in der kulturellen Tradition besteht. Dazu sind die Normen, um die es hier geht, zu belanglos.

Ich glaube, diese Reaktionen sind, nicht bewusst oder nicht bedacht, ein Echo jener Tage, in denen uns, die wir gerade in die Schule gekommen sind, Regeln eingebläut wurden, die wir nicht verstehen konnten, deren Sinn uns dunkel blieb, die wir aber blindlings befolgen mussten. Sie nicht einzuhalten, wurde unerbittlicher, unnachsichtiger sanktioniert, als wenn man irgendetwas Falsches, ja Unsinniges gesagt hat. Wir wurden nicht mehr verprügelt, wenn wir etwas falsch geschrieben haben. Aber wir wurden verlacht, für dumm gehalten und manchmal nicht versetzt. Umgekehrt wurden wir belohnt, wenn wir uns streng an die Regeln gehalten haben. Diese Erfahrung gräbt sich in das Gemüt eines Kindes ein. Dies gilt auch für jene, die als Erwachsene die Regeln etwas ändern wollen, denn auch in ihnen ist das Gefühl verwurzelt, dass diese Regeln zu befolgen etwas überaus Wichtiges ist. Dieses Gefühl hat sich gerade deshalb so eingegraben, weil man seine Grundlage nicht versteht, denn wenn etwas, das man uns gelehrt hat, einen nachvollziehbaren Grund hat (»Fass nichts Heißes an! Putz dir morgens und abends die Zähne! Zieh dich warm an!«), dann kann man es nachprüfen und dementsprechend befolgen oder nicht befolgen.

Wenn man Schreiben und Lesen lernt, muss man gewisse Normen

lernen. Die Schriftsprache entsteht, anders als die gesprochene Sprache, nicht einfach aus der Kommunikation, sie ist etwas Gesetztes. An solche explizit gesetzte Normen, gleich wie sie aussehen mögen, muss man sich im Grundsatz halten, wenn man verstehen und verstanden werden will; sonst geht es einem wie dem Mann in Bichsels *Kindergeschichten*. Aber man sollte sich dort eine gewisse Freiheit erhalten, wo es für die eigentliche Aufgabe der Sprache nicht wichtig ist, eine Norm pedantisch zu befolgen. Deshalb sollte man den Kindern in der Schule sehr wohl sprachliche Normen beibringen; das gilt für die Rechtschreibung, aber auch für Fragen wie, ob man *trotz* mit dem Dativ oder dem Genitiv verwendet. Aber gleichzeitig sollte man ihnen eine gewisse Souveränität, eine goethesche Gelassenheit im Umgang mit sprachlichen Normen vermitteln. In der Zeit, die so vielleicht gewonnen wird, könnte man die Kinder vielleicht lehren, wie man sich klar, verständlich und vielleicht sogar schön ausdrückt. Dies, und nicht das zwänglerische Befolgen randständiger Regeln, ist die Eintrittskarte in Bildung und kulturelle Tradition.